



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Liebesleben in der Natur

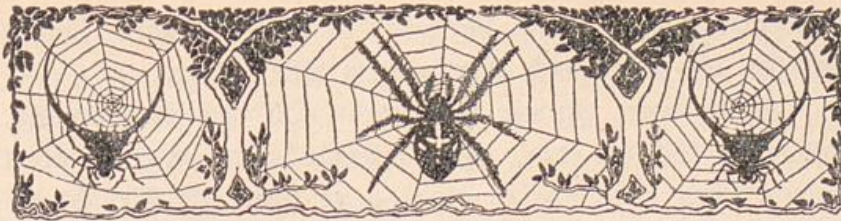
eine Entwicklungsgeschichte der Liebe

Bölsche, Wilhelm

Jena, 1904

Vom Wirtshaus „Zum Totenschädel“. - Der Konflikt des „Fressens und der Liebe. - „Spinn, Spinne, Töchterlein ...“ - Ein Räuberleben. - Der Spinnerich in Liebesnöten. - Vom wundersamen Bau der ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47725](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47725)



„O Weltgeist, was hast du ge-
trieben!
So grade zu bauen, so toll zu ver-
schieben!
In deinem weiten Königtum
Wird alles schief, wird alles krumm,
Wo nicht Menschen denken und
lieben.“

Aus Bischofs „Auch Einer“.

In meines Vaters Hause am schönen Rhein stand auf einem alten verstaubten Bücherregal in einem halb verschollenen Hauswinkel ein alter gelber Menschenschädel.

Er war vor Zeiten in der Nähe römischer Terrakotten gefunden worden und galt dem guten Glauben als Römerschädel. Generationen lebensfroher Dienstmädchen hatten sich gefürchtet, ihn zur Reinigung je herab zu nehmen. Und so war er freies Reich für eine ebenso lange Geschlechterfolge grauer Achtbeiner geworden, die aus dem finsternen Winkelgrunde dahinter herausgekrochen kamen und in den Schädel ihre Nester bauten. Über die alten starren Augenhöhlen bauten sie neue, zarte, watteweiche Lider und dahinter hatten sie Brautbett und Kinderwiege.

Wenn ich an Spinnen denke, so sehe ich dies lustige Spinnenwirthshaus „Zum Totenschädel“ wieder vor mir. Ich bin ein Kind und weiß noch nichts von Liebe. Weder von der Liebe der Menschen, noch von der der Spinnen. Nur der Schädel scheint mir uralt und die kleinen wimmelnden

Nachtbeiner hinter ihren staubgrauen Seidenfähnchen jüngste Kobolde, die nichts nach ehrwürdigem Alter fragen.

Heute ginge es mir umgekehrt. Ob das Menschenkind, das diesen Schädel trug, auch thatsächlich vor achtzehnhundert Jahren schon geliebt haben mag — es liebte als Mensch, als Kulturmensch. Die Spinne aber trägt ein wirkliches Greisenantlitz, ihre Liebe ist eisgrau wie von einem fremden Planeten. Eine uralte Verworrenheit steckt darin, die nie überwunden worden ist.

Im Liebesleben der Spinne, das mit dieser Spinne selbst vielleicht bis auf die Steinkohlenzeit zurückreicht, ist ein Problem noch nicht ordentlich gelöst, das eigentlich ans Herz aller Liebe greift. Das Problem vom Unterschied des Fressens und des Liebens.



Besinne dich einen Augenblick zurück. Auf die Zwergengeschichte. Du erinnerst dich: wie die Liebe überhaupt anfing. Das Fressen war eine Notwendigkeit schon für die Urzellen. Es ersetzte in der Zelle den ewigen Verbrauch, es ermöglichte einen Stoffwechsel, bei dem der Körper sich gleich blieb. Dann ermöglichte es aber über den einfachen Ersatz hinaus auch eine positive Zunahme: der Körper wuchs. Und dieses Wachsen wieder führte zurerspaltung des einen Individuums in zwei, — zu der einfachsten Form der Fortpflanzung.

In diesem Sinne gilt das Wort, daß das Fressen eine Urbedingung der Liebe war, — kein Gegensatz, sondern eine reinliche logische Voraussetzung.

Dann kam aber die geschlechtliche Liebe. Mit ihrer Verschmelzung von Leben in Leben. Zelle zu Zelle. Eizelle zu Samenzelle. Aus dieser Verschmelzung erwuchs ein erhöhtes Wachstum. Und so war diese Geschlechtsliebe mit ihrer Einigung gewissermaßen wirklich eine Art höheren Fressens.

Höheren Fressens! Mit einem ganz besonderen, eklatanten Unterschied. Bei dem einfachen Fressen nahm das Geschöpf unzweifelhaft „tote“ Nahrung zu sich. Sei es nun, daß es nach früher Pflanzenart direkt anorganische, mineralische Stoffe aufnahm und verarbeitete. Sei es, daß es nach tierischer Methode schon vorhandenen lebenden Pflanzenstoff tötete und in sich fraß. Auf alle Fälle besaß auch hier der Organismus die Kraft, das aufgespeiste tote Material in sich zu lebendigem Baustoff selbstthätig wieder umzuformen. Aber das war erst wieder ein Nachträgliches, ein eigenes Neuschaffen von Leben, das im Geheimnis des Stoffwechsels und Wachstums enger wieder lag. Die Grundthatfache blieb: im gemeinen Sinne „Totes“ diente als Freßstoff.

Bei der geschlechtlichen Liebe dagegen verschmolz restlos Leben mit Leben, — Leben fraß Leben als solches, wenn der Ausdruck (den ich dir immer wenigstens an der Grenze der Bildlichkeit halten möchte) erlaubt ist. Oder es ließ sich von ihm fressen, was in diesem Falle wohl ganz gleichbedeutend ist, — keine Partei wurde ja dabei zerstört, sondern beide verschmolzen zu intensiverem Leben.

Du siehst, auch hier ist logisch eine gewisse Kette, aber zugleich auch der Kern eines gewissen Gegensatzes. Nun denke dir die Dinge einseitig ins Tierreich hinauf weiter. Hier mußte der Gegensatz alsbald eine kritische Schärfe annehmen.

Die Pflanze nahm zur einfachen Nahrung im allgemeinen nur anorganische Mineralstoffe auf. Zur „Liebesnahrung“ dagegen lebenden Zellstoff verwandter Pflanzenart. Da war in beiden Stoffen wohl Unterschied, aber noch keine Möglichkeit eines Konfliktes. Jetzt kommt im Tierreich aber jene andere Methode des einfachen Fressens auf: das Tier braucht auch zur einfachen Nahrung (ich sehe hier von der Atmung ab und denke jetzt nur an den Magen!) schon Zellstoff. Allerdings keinen dauernd lebendigen, sondern frisch getöteten. Wenn Pflanzen da sind, so ist natürlich der einfachste Weg:

es nimmt eben Pflanzenstoff. Es saugt, pflückt, zerbeißt, verdaut zur einfachen Nahrung Pflanzen, — es wird Pflanzenfresser.

Auch jetzt ist zunächst noch immer kein Konflikt mit der Liebe da, obwohl der Unterschied gegen die Pflanzenmethode selbst an sich schon gewaltig ist. Das Tier frißt zum gewöhnlichen Ernährungszweck Pflanzen, indem es sich daran gewöhnt, deren eigenes Leben dabei gewaltfam zu zerstören. Zu Liebeszwecken dagegen „frißt“ es verwandten lebendigen tierischen Stoff, der aber bei Liebe nicht zerstört werden darf, sondern mit dem eine absolut friedliche Verschmelzung bei beiderseitigem Leben stattfindet. Du siehst: der Kontrast ist schon gewaltig. Aber noch kein Konflikt!

Dieser kommt erst mit dem folgenden Moment.

Eine Anzahl von Tieren gewöhnt sich an, auch jene organische, aber tote „einfache Nahrung“ nicht mehr von der Pflanze zu nehmen, sondern vom Tier selbst. Tiere fangen an, sich nicht bloß mit Tieren in Liebe zu begatten, sondern auch Tiere bei einfachem Hungergefühl zu fassen, durch Zerbeißen oder sonst irgendwie in ihrem eigenen Leben zu zerstören und dann als mundgerechten einfachen Nahrungstoff zu fressen. Jetzt hast du gegeneinander: Tier sucht Tier, um sich lebendig mit ihm zu einen, — zu höchster Harmonie unter absoluter Wahrung des fremden Lebens; und Tier sucht Tier, um es als zwar organischen, aber vorher zu tötenden Stoff in sich aufzunehmen — in absoluter Disharmonie und unter Zerstörung des anderen Lebens.

Nun, das Tierreich ist nicht untergegangen, sondern hat sich im Gegenteil bis zur Geistesherrlichkeit des Menschen herauf entwickelt. Beweis genug, daß jener Konflikt nicht sein wirklicher Galgen gewesen sein kann. Im großen und ganzen stellten sich eben gewisse Hilfskonventionen ähnlich wie bei jenem gefährlichen Konflikt der Inzucht ein, von dem ich dir erzählt habe.

Je mehr sich die Tiere in feste Einzelartenerspalteten, desto fester wurde ja in Liebesfachen das Untergesetz: zum „Liebesfressen“, d. h. zur geschlechtlichen Vereinigung meidet man zwar Geschwister und sucht „Fremde“, — aber diese Fremden müssen doch immer noch annähernd derselben Tierforfe angehören; der Frosch kann nicht eine Fliege, der Seestern eine Auster lieben! Hier knüpfte eine gewisse Lösung nun an. Lieben können sich nur Auster und Auster, Seestern und Seestern, Fliege und Fliege, Frosch und Frosch. Fressen im gewöhnlichen Sinne aber kann ohne weiteres auch Seestern die Auster, Frosch die Fliege. Also sei Gesetz: niemals frisst Frosch Frosch, Seestern Seestern. Damit er nicht in den Konflikt von Fressen und Lieben kommt. Dagegen mag Seestern ruhig Auster, Frosch Fliege fressen. Mit anderen Worten: gleiche Artgenossen beschränken sich in ihrem Verkehr auf die schöne harmonische Fressform des Liebens, gegen ungleiche aber walte frei die zerstörende gewöhnliche Nahrungsfresserei, — hier kann sie ja mit der Liebe nicht in Konflikt kommen, da diese hier so wie so nicht gilt.

Aber nun: auch solche Gesetze fallen nicht eines Tages vom Himmel. Das hat sich erst sehr mühsam unter tausend Nöten herauskristallisieren müssen. Vielfach ganz mangelhaft, schwankend. In gewissem Sinne kann man geradezu sagen, das „Gesetz“ hat für eine Reihe von Tiergruppen mehr oder minder nur theoretisch bestanden, — mit der halben Praxis mindestens als „Ausnahme, die die Regel bestätigte“. Noch heute giebt es Tiere, die in ihren Gewohnheiten gleichsam an der Grenze versteinert, stehen geblieben sind. Nichts seltsamer als solche Gewohnheitsfossile. Statt alter Knochen im Gestein lebende Wesen, emsig weiter lebend. Und doch in diesem Leben, in bestimmter zäh bewahrter Lebensart ein Masver=Antlitz, das tief hinab erst ins Werden der Dinge zeigt. Es ist, als sei eine Brücke gebaut worden. Als der erste Spatenstich gethan wurde, war ein Mann dabei, den einer in Hypnose

schlug. Heute steht die Brücke als vollendeter Bau im prangenden Licht. Aber unten am Eckfeiler steht noch immer der Mann und stößt und stößt den Spaten ein, thut ewig von neuem den ersten Spatenstich. Die Spinne ist ein solcher Mann

Die Spinne hat noch heute nicht fest begriffen, daß man den Gegenstand seiner Liebe, mit dessen Leben man zur Unsterblichkeit der Gattung zusammenfließen soll in idealstem Liebesmahl, nicht gleichzeitig als fetten Nahrungsbrocken für den profanen Alltagsmagen lüftern beäugeln darf.



„Spinn, Spinne, Töchterlein, morgen kommt der Freier dein.“ Ein merkwürdiges Töchterlein und eine bedenkliche Freite fürwahr!

Da sind Spinne und Spinnerich. Beide vom Geschlecht der Kreuzspinnen.

Er verdient an zweiter Stelle genannt zu werden, denn er ist wesentlich kleiner als sie, etwa nur zwei Drittel so groß. Ein schöner Septembermorgen steht über uns. Im Garten recken die reifen Sonnenblumen ihre Goldarme zum klaren Herbstblau. Asten glühen im Grase wie rot und blaue Doppelsterne. Über dem alten morschen grünen Zaun der ernste Kiefernwald, die Kronen wie von grauem Rauch überschwelt, ein verdämmerndes Märchen. Und an diesem Zaun hier und dort ein großes Netz. Seit langen Monaten treiben Spinnen hier ihr Wesen, Männlein und Weiblein. Aber jedes für sich, unnahbar, spinnefeind auch dem Nachbar vom eigenen Volk.

Jede dieser Spinnen ist auf der Höhe ihrer Bahn. Sie hat ein langes Leben hinter sich, ein Leben voll Kraft und Arbeit. Lang freilich nur im Spinnensinn, der die Zeit unter

einem anderen Gesichtswinkel mißt als du. Für deinen Menscheninn nicht einmal ganz ein Jahr. Einmal Sonnenwanderung der Erde.

Aber der Spinne war das ein Weltenjahr. Es teilte sich in zwei große kosmische Epochen. Erst eine furchtbare Eiszeit. Winter. Da lagen alle diese Spinnen noch im Halbschlaf im winzigen Ei. Hundert solcher gelben Eichen beisammen in einem warmen Eiernefthen.

Dann ein neuer, unglaublich verwandelter Erdentag. Die Schneelast schmolz, grüne Knospen gingen auf. Frühling. Die Sonne stieß an das Eiernefth und die Spinnchen sprengten ihre Eihaut. Acht Tage litt es sie noch in geselligen Klumpen beisammen. Dann lief der Geschwisterschwarm auseinander. Keines achtete des anderen mehr.

Die Spinne kennt kein Larvenleben wie das höhere Insekt, wie Eintagsfliege oder Schmetterling. Aus dem Ei kriecht sie, wie sie ist, bloß unausgefärbt und winzig klein. In ihrem Netz wächst sie dann, — in einem Sommer zur ganzen Größe des furchtbaren Raubtieres, zur fetten Kreuzspinne, wie sie selbst dich erschreckt. Solch rasches Wachstum baut sich aber natürlich nur auf auf unehörter Gefräßigkeit.

Unter der Peitsche des Hungers wird sie in den paar Sommermonaten zur wahren Künstlerin der Tierschlächtereit.

Das herrliche Netz wird aufgebaut, — aber nur zu diesem Zweck. Opfer um Opfer fällt hinein. Eine Orgie des Schlachtens, des Fressens im „Nahrungsfinne“, dieses ganze Leben vom Mai bis September. Eine Riesenleistung von Intellekt, aber alles auf die eine Arbeit gestellt. Intellekt zum Teil schon der Vorfahren, der vererbt ist: die allgemeine Veranlagung zum Netzbauen. Intellekt aber auch in höchstem Maße bei jedem Individuum, das sich den rechten Ort suchen muß für dieses Netz und in tausend Einzelfällen das Beste, das Angemessene entsprechend abzuändern und neu hinzu zu finden hat. Intellekt, der die Beute zu taxieren versteht, der

die eigenen Kräfte kennt, der mit Wetter und Wind zu rechnen weiß, — ein wahrer kleiner Heiligenschein des Geistes um dieses winzige, aber scharfe, eng konzentrierte Gehirn. Aber alles in einem Bann: Fressen, Fressen im Dienste einfachen Wachstums, Fressen in jenem Sinne, der unerbittlich erst den anderen zerstört, das fremde Leben erst tötet, — tötet — zerstört

Eine wilde Jagd. Immer der Ritter auf seiner Raubburg lauend. Was kommt, wird gepackt, wenn irgend die Kraft es erlaubt. Nur vorwärts, auf eine gewisse Wachstumshöhe hinauf. Eben war eine Fliege im Netz, die daran glauben, ihr Herzblut hergeben mußte. Jetzt fällt eine kleinere Spinne derselben Art hinein. Was Verwandtschaft: sie wird ebenso gepackt, mit dem Lasso umwickelt, geknebelt, ausgefaugt. Es war eine männliche Spinne, — die Männchen sind ja kleiner. Einerlei. Was Geschlecht! Hunger. Fressen. Wachstum. In fünf Monaten von einem possierlichen gelben Zwerglein zu dem großen Ungetüm. Das erlaubt, erklärt alles.

Herbstgold. Septemberblau. Und nun der große Umschlag, das große Verhängnis. Wachstum? Die Spinne ist ausgewachsen, — eines Tages. Der Zweck scheint erfüllt. Die Position ist behauptet. Der Magen hat seine Schuldigkeit gethan. Aber wie? Das ganze Wachstum war ja gar nicht ein in sich geschlossenes, abschließendes Ziel. Es war nur die Unterstufe zu etwas Höherem. Im Augenblick, da es selber erfüllt ist, deutet es schon auf ein ganz anderes. Der erwachsene, reife Körper spaltet in seinen Geschlechtsorganen auf einmal Samen und Eier ab. Eier bei der Spinne, Samen beim Spinnerich. Und der ganz neue, unsichtbare Faden eines dunklen Begehrens spinnt sich jäh von Samen zu Ei. Als Resultat all des Fressens mit all seiner wilden Verachtung fremden Lebens auf einmal Liebessehnsucht nach fremdem Leben als Leben

Hier beginnt nun bei den Spinnengatten, was man so recht im Sinne einer Tragödie großen Stiles einen Konflikt

der Pflichten nennen könnte. Mann wie Weib sind daran gewöhnt, daß man ein sich näherndes kleineres Wesen unerbittlich frißt. Auch eine Mitspinne. Auch eine männliche Mitspinne. Das letztere weiß die Spinne gleichsam aktiv, der Spinnerich passiv. Sie weiß, daß man auch einen solchen kleinen Spinnenmann als gute Beute einspinnnt und verspeist, wenn er sich fürwichtig zu nahe heran wagt. Er weiß, daß man sich vor der dicken Frau Spinne hübsch in acht nimmt und ihre energische Nähe nach Kräften flieht. Jetzt aber der Konflikt: die Liebe. Beide sollen auf einmal „in Liebe“ zusammen kommen, sollen sich geradezu auffuchen.

Spinne und Spinnerich sind bei diesem Kreuzrittervolk wie bei aller Spinnensippe überhaupt von strengster Teilung des Geschlechts. Er hat zwei lange Samenschläuche im Leibe, sie zwei traubenförmige Eierstöcke. Einfach ins Blaue hinein zeugen ohne direkte körperliche Annäherung, wie es die faulen Austern treiben, giebt's hier nicht, denn so was ist überhaupt nur im Wasser und bei an sich schon gesellig dicht nebeneinander sitzenden Tieren möglich. Es hilft alles nichts: die beiden müssen zu einander.

Die Geschlechtsorgane, selber tief im dicken Spinnenhinterleibe verborgen, münden bei Mann wie Weib in einer einfachen Pforte der Bauchseite. Das Regelrechte wäre also, Männlein und Weiblein machten nun doch für den Ausnahmefall einmal ernstlich Frieden und kämen auf dem Neß der einen Partei so zusammen, daß Pforte die Pforte berührte. Wenn's nur nicht so gefährlich wäre. Herr Spinnerich hat natürlich am meisten Angst.

Wenn er nun wirklich einen Antrag wagt, ins fremde Neß klettert ein Korb bedeutet hier mehr als eine Herzenswunde. Wer hier abblickt, der wird eingesponnen, eingesponnen nicht im liebenden Sinne in Fäden des Herzens, sondern in sehr reale Hansstricke — und dann kommt kein rosiges Rüzsmund, sondern eine fürchterliche wahre Messer-

schнауze, die kurzen Prozeß macht. Aber die Herbstsonne lacht und die Sehnsucht gärt, — da drüben wiegt sich die lieb-
werteste Spinnenkönigin im Silbernetz — er muß den Versuch
wagen, auf Tod und — Liebe.

Aber ehe er sich aufmachen kann, gilt es noch die schwierigste
Sache als unerläßliche Vorbereitung.

Du hast den Tintenfisch gesehen, der die Samenpatronen
in einem seiner Kopfarne trug. Es giebt ein possierlich aus-
schauendes spinnenähnliches Tierchen am Seestrande, die so-
genannte Krebsspinne, bei der ebenfalls die Beine eine ent-
scheidende Rolle für den Geschlechtsapparat spielen, — maßen,
daß hier Männlein wie Weiblein in jedem der acht Beine je
ein Geschlechtsorgan tragen, im ganzen also sechszehn; und
da Eier wie Samen unmittelbar aus den langen Spinnen-
beinen hervorquellen, so kann man von diesen gespenstischen
Beintieren (Pantopoda oder Ganzbeiner heißt die Gruppe
wissenschaftlich) sicher behaupten, daß ihr ganzer Zeugungs-
prozeß regelrecht sich Bein über Bein vollziehe. Etwas nach
dieser wunderlichen Richtung wandelt nun auch unser Spinnerich
am Gartenzaun. Bloß daß er gleichsam erst aktiv sich bereitet,
was jene anderen schon von Natur besitzen.

Schau hin, was er macht. Noch geht er nicht zur Spinne,
er beschäftigt sich erst vorsorgend mit sich selbst. Seine Ge-
schlechtspforte ist eine einfache Pforte, — ohne jede Spur eines
Begattungsgliedes. Und wie er nun so sitzt und den Leib hin
und her bewegt, sinnend und hangend, ob er zur Spinne
hinüber soll oder nicht, sieh, da rinnt auf einmal die Samen-
flüssigkeit von selbst aus der kleinen Pforte als winziges
Tröpfchen aufs Netz. Als bald ändert unser Herr den Sitz
und dreht sich so, daß die Unterseite des Kopfes in der Maul-
gegend das Tröpfchen berühren kann. Es sieht aus, als
wolle er es fressen, — womit dann im Sinne jener Kon-
kurrenz von Fressen im Nahrungssinne und Verschmelzen
oder „Fressen höheren Grades“ im Liebesinne die denkbar

größte Konfusion angebahnt wäre. Aber so weit geht's nun doch nicht.

Allerdings siehst du das Tröpfchen unmittelbar am Munde verschwinden, als sei es thatfächlich gefressen worden. Die Sache liegt aber so. Du mußt dir die sonderbaren Schnauzenverhältnisse einer solchen Spinne einmal rasch vergegenwärtigen.

Das Spinnenmaul ist an sich die regelrechte Vorderöffnung des Verdauungsapparates, durch den die Nahrung in den Magen kommt, genau wie bei dir, — also ein Loch. Um dieses Loch aber sitzen zum Fassen, Töten, Bewältigen der Magennahrung handfeste bewegliche Kiefern, — genau wie Du einen beweglichen Unterkiefer und zwei Reihen solider Zähne zu solchem Zwecke hast.

Die Kiefern der Spinne sehen bloß etwas seltsam und von deinen sehr verschieden aus, — und das einfach, weil sie noch in einer unverkennbaren Weise ihre ursprüngliche Entstehung aus Beinen verraten.

Ja, aus Beinen! Oberkiefer wie Unterkiefer solcher Spinne sind eigentlich nichts, als je ein Paar kleine Beinchen, die vorne am Kopfe nächst der Mundöffnung ebenso sitzen, wie etwas weiter hinten die vier Paare gewöhnlich so genannter echter Spinnenbeine. Du mußt dir folgendes denken. Die Spinne, wie alle höheren Gliedertiere, stammt geschichtlich von gewissen wurmähnlichen Geschöpfen ab, deren ganzer Leib mit Einschluß auch des Kopfes in geringelte, „eingekerbte“ Teile zerfiel — und an jedem dieser Ringelteile saß je ein Paar Beine. Noch der Tausendfuß spiegelt dir diese Stufe sehr treu, obwohl er schon kein Wurm mehr ist, sondern bereits unseren Spinnen ziemlich nahe steht, ja vielleicht direkt ihr Ahne ist. Beim höheren Gliedertiere wie der Spinne ist dieser lange Wurml Leib nun so zu sagen eng zusammengedrängt worden. Gerade die Spinne selbst besitzt nicht einmal mehr Kopf und Brust getrennt, sondern alles ist ihr selbst hier in eins zusammengewachsen und nur zwischen dieser „Kopfbrust“ und dem

übrigen Leib ist noch eine alte Wurmkerbe, ein „Absatz“ übrig geblieben.

Aber die Beine selbst blieben auch so noch in reicher Zahl bestehen. War Kopf und Brust ein Körper geworden, so saßen doch noch daran sechs Beinpaare. Das waren bei der engen Konzentrierung des Körpers aus einem langen Wurm zur kurzen dicken Spinne zum Laufen überflüssig viele. Und so kam's, daß allmählich nur mehr vier Paare wirklich zum Laufen benutzt wurden. Die beiden ersten Paare aber traten enger in den Dienst des gerade in ihrer Nähe befindlichen Mundes: sie verengten sich aus langen Pack- und Laufbeinen zu engeren Pack- und Beißorganen des Mundes, — sie wurden einfach zu Kiefern. Siehst du dir ein anderes, heute noch höher entwickeltes Gliedertier an, das wohl parallel zu den Spinnen auch aus Tausendfüßlern und noch früher echten Ringelwürmern heraufgekommen ist, ein Insekt etwa wie den Käfer, so gewahrst du dort, wie der Prozeß noch weiter gegangen ist: hier sind gar drei von den sechs Beinpaaren als Kiefern verwertet worden und nur noch drei Paar echte Laufbeine statt viereen vorhanden, — der Käfer hat sechs Beine, statt acht wie die Spinne, dafür aber dreierlei Kiefern statt zweierlei wie die Spinne. Mit diesem Stückchen Darwinismus wirst du jetzt die Sache schon eher begreifen, die unser Spinnerich macht, — eine an sich höchst, höchst seltsame Sache.

Obwohl jene Spinnenkiefern am Munde in erster Linie als echte Kiefern zum Ernährungszweck arbeiten, so haben sie doch noch ihre allgemeine Gestalt als Gliedmaßen, — als Beine oder Arme, wie du es nennen willst — im kleinen treu bewahrt. Man könnte sich denken, daß sie gelegentlich doch auch noch manchen anderen Zwecken nebenher dienen möchten. Denke dir's doch menschlich durch: du sollst statt Kiefern mit Zähnen um den Mund vier kleine Arme sitzen haben, oben zwei und unten zwei. Diese Armchen passen mit den Oberarmen fest wie Zähne aufeinander und arbeiten, aufeinander

und gegeneinander mahlend, auch in etwa wie solche. Die Unterärmchen und Händchen dagegen angeln nach außen frei vor und könnten wohl noch ihre besondere Beschäftigung kriegen.

Ganz ähnlich bei der Spinne. Die kleinen Mundbeinchen oder Kiefern sind gegliedert wie dein Menschenarm, sogar noch verwickelter. Je die untersten Stücke (sagen wir die Oberarme) passen fest als echte Freßkiefern aufeinander. Die weiteren Gliedchen aber (sagen wir Unterarm und Hand im Bilde) springen unten und oben wie feine Endspizchen dieser eigentlichen Kiefern noch besonders wieder vor. Oben bilden sie der Spinne je einen kleinen Spitzzahn, in den eine böse Giftdrüse zur Lähmung des erfaßten Opfers einmündet. Unten aber treten sie jederseits wie ein längerer Tastfühler vor, — sagen wir, um im Bilde des Menschenmundes zu bleiben, obwohl das Bild nur ganz mangelhaft sein kann, — wie zwei vorgeschobene Lippenspitzen, die frei herummümmeln, während tiefer innen herzhaft gekaut wird.

Ja und nun! Mit diesen Spitzchen des Unterkiefers faßt unser Spinnerich jetzt sein eigenes, in Einsamkeit ausgeschiedenes Samentröpfchen und — saugt es ein. Das Lippenspitzchen ist genau dazu gebaut: es nimmt den Samen in eine Höhlung wie in ein kleines vorläufiges Reservoir auf, ohne daß er dabei irgendwie dem großen Spinnenmunde im Hintergrunde zu nahe käme. Denke dir im größten Bilde, du rolltest deine Lippe nach unten um und hieltest etwa einen Bleistift zwischen Lippe und Kinn fest. So etwa hält der Spinnenmann den freien Samen jetzt in den äußersten, lippenartig vorspringenden Spitzchen des Unterkiefers — natürlich einzig in der guten Absicht, ihn solchermaßen auf dem Präsentierbrett und zugleich in einer möglichst zähnefletschenden Frontstellung der Frau Spinne da drüben zuzutragen

Daß er das will und wie er es will, das kannst du alsbald jetzt weiter beobachten.

Mit Mut wandert er hinüber an den Rand des anderen Netzes. Die große dicke Spinne im Zentrum dort gewahrt ihn. Nun ist mancherlei möglich.

Es ist möglich, daß er ihr individuell nicht gefällt. Vielleicht ist er zu klein, nicht schön und deutlich genug gezeichnet, kurz aus irgend einem Grunde mißliebig. Dann ist die Sache natürlich von vorne herein verzweifelt. Das Weib lauert ihm auf genau wie einer Fliege.

Doch es soll nicht so sein. Die Spinne beschaut den Werber und findet so weit Wohlgefallen an ihm. Langsam klettert sie von ihrem Thron herab auf die Netzdecke zu, wo das Männchen bescheiden wartet. Kein Zweifel, sie empfindet selbst Liebessehnsucht. Die ungeheure Weltenneigung schläfert auf eine Stunde die individuelle Freßneigung ein. Mit dem Rücken nach unten, den Kopf voraus, die Beine wie erstarrt angezogen hängt sich Frau Spinne im Netze an, — sie erwartet den Spinnerich Wird er Siegfried sein? Oder wird es ihm gehen wie dem armen König Gunther, den Frau Brunhild in der Brautnacht knielte und an die Decke hing?

Aber noch entscheidet sich nichts. Eine neue Möglichkeit. Auf eine Spinne kommen an unserem Spinnenzaun mehrere wartende und hoffende Männchen. Im allgemeinen ist das Prozentverhältnis ein Weibchen auf ein Duzend Männer! Das giebt Konkurrenzgefahr. Unversehens, wie er noch über die guten oder bösen Absichten der Heldin in einigen Zweifeln zu schweben scheint, sieht sich der Held von einem Nebenbuhler angegriffen. Streit, Abwehr, Balgerei. Die Heldin wartet. Wer wird siegen? Der Sieger ist sicherlich der energischste Mann. Also Gottesurteil. Nun, unser Spinnerich soll der Stärkere wirklich sein. Der Nebenbuhler zieht ab. Und jetzt — vom Kampf zur Liebe.

Vorsichtig, immer vorsichtig geht Herr Spinnerich auf seine Dame zu, den Rücken nach unten wie sie. Jetzt faßt er ihr

mit den Beinen an den Leib. Sie läßt es sich gefallen. Wohl eine Viertelstunde lang streichelt er sie bloß, — wie ein Mensch, der langsam ein scheues Tier beruhigt und zum Frieden stimmt.

Und doch — glaubwürdige Beobachter haben noch gerade in dieser letzten vorbereitenden Liebkosungsviertelstunde eine ganz jähe Katastrophe erlebt: absolut unvermittelt, als sei der gemeine Freßinstinkt urplötzlich mit einem Ruck doch noch Herr des feineren Liebeshungers geworden und habe alles wie ein Klotz zum Sinken gebracht, brach die Spinne noch los, — im Nu war der Spinnerich als armer Sünder gepackt, eingesponnen, angebissen und ausgehaut. Bei gewissen Spinnenarten, wo die Männchen ganz besonders winzig sind, siehst du sogar den kleinen Spinnen-Gunther seiner drohenden Brunhild zur Vorfürge einfach mit einem Satz auf den Rücken springen und von dort erst liebkosen, — es ist der sicherste Sitz, da die Spinne den Kleinen gerade dort oben selber nicht mehr fassen kann, auch wenn sie es plötzlich noch wollte.

Offenbar ist gerade diese äußerste Situation noch die ganz gefährliche. Es ist die absolut unberechenbare, — die, wo am schärfsten in Kraft tritt, was ich oben sagte: der eigentliche Konflikt, das Problematische, das auf einer Wende der Instinkte unentschieden Schwankende des ganzen Spinnenlebens.

Auf dem Gipfel dieser hänglichsten Krisis wagt das Männchen, offenbar getrieben von einem nicht mehr zu bewältigenden Drange, trotzdem den entscheidendsten Schritt. Mit rascher Drehung wirft es sich herum und springt dem im Netz herabhängenden Weibe überschlüpfend von oben Leib gegen Leib. Im selben Moment fahren auch schon jene Tastspitzen seines Unterkiefers, die die Samenfrucht tragen, in die weibliche Scheide der Spinne hinein. An dieser Scheide zeigt, seltsam genug, hier die weibliche Spinne eine Art regelrechten, vorstreckbaren Begattungsgliedes, das den Samen empfängt.

Das ist der Moment der wahren Begattung, — von Dauer etwa eine halbe Minute. Ebenso schnell wie der

Spinnerich gekommen ist, springt er sofort hinterher wieder ab und zieht sich überhaupt jetzt ganz von Frau Brunhild zurück. Erst nach einer Viertelstunde wird das Spiel noch einmal wiederholt und sodann noch öfter, — wahrscheinlich wohl, bis jedes letzte Restchen Samen des Männchens an den rechten Fleck gebracht ist. Die Spinne kann offenbar so viel vertragen, wie ihr nur irgend geliefert wird. Denn der Mannessamen geht bei ihr ganz oder doch teilweise auch einmal wieder in eines jener trefflichen Reservedepots ein: — eine sogenannte Samentasche, in der Samentierchen auf „Reserve“ so lange lebendig aufbewahrt bleiben können, bis die Eier alle reif sind. Ja vielleicht bis sie gelegt sind. Denn du siehst Spinnen, nachdem sie ihre Eier abgelegt haben, auf diese noch nachträglich etwas darauf spritzen, was wahrscheinlich solcher Reservesamen ist, — eine drollige Parallele zu der vorbereitenden Art, wie das Männchen auch erst für sich allein den Samen ausgespritzt hat.

Dieser letzte Akt übrigens oder eigentlich Epilog der ganzen Tragikomödie — die Stellung der Spinne zu ihrer Nachkommenschaft — ist rührend über alle Maßen. So problematisch in diesem krausen Spinnenleben Liebe und Ehe war: die Mutterschaft ist von absoluter Reinheit. Der ganze kurze Rest des herbftlichen Spinnenlebens steht in ihrem Dienst. Mit höchstem Geschick bereitet die Mutter ihren Eiern ein Nest aus feinstem Gespinnst. Sind sie hineingelegt und nach jener Weise noch sorgsam befruchtet, so wird das Ganze zugesponnen und dann — die letzte Lebensaufgabe der alten Spinne — mit unendlicher Sorgfalt bewacht und verteidigt.

Das Auskriechen der Kleinen fällt aber nicht mehr ins irdische Programm dieses treuen Muttertieres. Die Sonnenblumen welken und knicken, die Aftern schrumpfen eines Tages ein. Die „Eiszeit“ bricht abermals herein, — Winter und Weltuntergang.

Gegen sie brauchen die Jungen selbst keinen Schutz mehr, in ihrem dichten Gespinnstpelz schlummernd fühlen sie selber ja

gerade die Kälte nicht, schlummern fröhlich dem Frühling zu, — die Feinde aber, die sie bedrohen könnten, rafft der Frost durchweg dahin. Derselbe Frost, der auch die gealterte welke Mutterspinne rafft: als verhungertes, erfrorenes Herbstblättchen liegt sie eines Tages neben ihrer Brut, die sie nicht mehr braucht

Siehst du über den alten grünen Gartenzaun die Augen der Madonna leuchten? Mit ihrer unendlichen Wanderschaft durch die Jahrmillionen, vom Blut zum Geist? Das wilde Spinnenweib, das über einer grauenvollen Mordhöhle groß geworden ist, das noch schwankt, ob es den Mann, der ihm Liebe bietet, nicht auch kaltblütig abschlachten soll, wie es alle seine Vorgänger, die in die Mördergrube gefallen sind, abgeschlachtet hat und die Mutter, die über einer Wiege bis zum letzten Atemzuge wacht aus diesen Gegensätzen hat die Natur geschmiedet, was du heute Liebe nennst.

